



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 260.

Samstag, 6. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Richard Wenz.

1

Etwas ganz Sonderbares war auf dem Eulenhof geschehen.

Die Dörfler unten im Moseltal schlugen die Hände überm Kopf zusammen und sagten:

"So ein Kerlchen holt der sich als Knecht auf den Hof? Als richtigen Knecht? — 's ist ja nit die Menschenmöglichkeit!"

Zwei Tage lang war der stets mürrisch verschlossene Bauer Eichholz, der Eulenhöfer, wie er nicht anders genannt wurde, fortgewesen, ganz weit die Mosel hinaus, und dann hatte er dies blauäugige Kerlchen mit dem scheuen Gesicht und den schmalen Backen heimgebracht. Als Knecht, den er anlernen wollte, sagte er kurz abweisend auf das verwunderte Fragen dieses oder jenes Dörflers, und er konnte recht unwillig werden, wenn er etwas zu viel darüber gefragt wurde oder einer gar hinterhältig dazu lachte.

"Was ist da Komisches dran?" murkte er dann auf mit seiner rauhen Baßstimme; „soll ich mir nit einen nach der Art gewöhnen dürfen, wie ich ihn haben will? In eurem ganzen Dorf ist ja doch so keiner."

Aber das glaubte der Eulenhöfer ja selber nicht. Er hätte unter den Dorfjungen schon leicht einen gefunden, der ihm später mal den Altnecht Anton ersegen könnte; mit dem war's gewiß nicht mehr viel, seit ihm mal die Gichtknoten an Händen und Füßen saßen. Doch was der Eulenhöfer wollte, das wollte er, und darum hätte auch kein Mensch ihn davon abbringen können, daß er sich nun diesen „Lehrjungen“ auf den Hof holte.

Daheim hatten sie sich auch nur am ersten Tag darüber zu wundern gewagt, und dem neunjährigen Elischen war er da gleich recht grob übers Mäulchen gefahren, als es laut ausgelacht und gemeint hatte, der Knirps müßte wohl noch viel, viel Räsbrote essen, bis ihm mal die langen Hosen ein bißchen besser paßten. Da hatte er hämischi gesagt:

„Ja gewiß, du bist es großartiger gewöhnt, und 's Arbeiten lernst du vielleicht dein ganz Leben nit."

Das hatte wehgetan; denn ihr bißchen Feinsein von der Mutter her, der stillen Angelika aus dem Schulhaus, ihr Klavierspielen und die kleinen hübschen Häkelarbeiten, an denen sie mit rastlosem Eifer die Fingerchen abmühte, ihr sauberes Kleidettslein und artiges Benehmen, all das war doch ihr ganzer junger Stolz; aber der Eulenhöfer konnte es in der Seele nicht ausstehen, und jedes Wort des Missfallens darüber scheuchte Mutter und Kind immer jählings in die Stille eines wehen Gefränksteins zurück, wo ihre Seelen frieren mußten.

Und dennoch gab die Mutter ihm nie ein Gegenwort. Auch jetzt nicht, als der Eulenhöfer sein „Basta“ gesagt hatte und: „Der Jung gefällt mir und bleibt auf'm Hof. Wo der Adolf nit so werden soll, wie ich's will, da muß es halt 'n andrer werden.“

Der Adolf aber war des Eulenhöfers Ältester, doch keineswegs sein Stolz und seine Freude; denn kurz nach dem Tode des Großvaters, des silberhaarigen Lehrers Schüller, der ihm bis dahin Privatunterricht im Franz-

jössischen gegeben hatte, war er auf die Realschule in die Stadt gegangen, weil er keine Lust an der Akerei daheim gehabt hatte und, wie die Mutter meinte, auch nicht stark genug dafür gewesen war. Immer versuchte sie das gegen den Eulenhöfer ins Feld zu führen.

„Meinetwegen“, hatte der zuletzt gesagt, und heimlich trug er sich zu jener Zeit schon Tag und Nacht mit dem Gedanken an den Jakob, den kleinen Jungen, den er oben bei Trier in einem Moseldorf wußte, er ganz allein, und den er nur einmal in seinem Leben gesehen hatte — damals, vor Jahren, als die Mobilfahrt gekommen und er nach Saarbrücken gegen die Franzosen ausgerückt war.

Doch von dieser Vergangenheit und diesen Gedanken ahnte niemand etwas außer seinem ehemaligen Kriegskameraden Köster vom benachbarten Pachthof, und der hatte ihm Stillschweigen versprochen und lag dazu mit einem Hüftschuß, den er von Spichern mitgenommen hatte, schon jahrelang auf dem Siechbett.

An dem Abend aber, da Jakob Middeldorf als Kleinknecht auf dem Eulenhof eingezogen war, da hatte die stille Frau Eichholz noch bis über Mitternacht heimlich an der alten braunpolierten Nussbaumkommode in der guten Stube gesessen, und auf die Blätter des schwarzbedeckten Notizbüchlein, das sie in ihren bebenden Händen hielt, war gar manche Träne gefallen.

Es war das Tagebuch, darein ihr Mann einst seine Kriegserlebnisse geschrieben und das er ihr jemals weise doch nie hatte zeigen wollen. Wer möchte wissen, warum! Auch sie konnte sich's nicht erklären. Bald nach der Hochzeit aber war es ihr unverstehens in die Hände gefallen und war vom Eulenhöfer seit der Zeit für verloren gehalten worden. Oft noch hatte er zwar danach gefragt; aber es blieb und blieb unauffindlich. Nur eine wußte darum, und die riet nun schon jahrelang an seinem Geheimnis hin und her wie an einem unlösbar Rätsel.

Jetzt endlich war ihr der Schlüssel dazu in die Hand gegeben worden. — „Middeldorf?“ — Derselbe Name stand ja auch in der Niederschrift, die nach dem heiligen Augusttag von Spichern in das Büchlein eingetragen worden war. Traurig, lebensmüdig hatte er damals geschrieben:

„Nun hat mir eine Franzosenfugel auch den Kösters Fritz noch fortgenommen. Vielleicht für immer. Ich wollt nur, sie wär für mich gewesen. Dann hätt' ich doch endlich mal Ruh von dem nagenden Gedanken, daß ich die Anna Middeldorf in den Tod gejagt haben soll. Armes Mädchen! Das hättest du nicht zu tun brauchen. Das nicht. Ich wär dir gewiß nichts schuldig geblieben...“

In krampfender Unruhe las Frau Eichholz die hinweggerissenen Zeilen. Sollte das wirklich wahr sein? — Das eine hatte sie zwar schon gleich erfahren: des kleinen Burschen Mutter war längst tot; er hatte sie ja gar nicht gekannt, wie er sagte. Und der Vater? — Den ganzen Tag seiner Ankunft hatte sie darüber nachgegrübelt, sich aber endlich ein Herz genommen und den

chüchternen Jungen selber danach gefragt, nur um Gewissheit zu haben.

"Das weiß der Jung doch nit", hatte der Eichholz barsch dazwischen geredet; „er ist doch 'n Waisenkind und ist all sein Lebtag in 'nem fremden Haus gewesen.“

Und so waren sie alle die Treppe hinauf, in ihre Betten gegangen. Nur die stille, kleine Frau hatte sich noch an der Kommode zu schaffen gemacht, ganz allein mit ihrem grübelnden Ahnen, das ihr nun zur Gewissheit geworden war.

Eines nur mußte sie noch erfahren: das Schicksal dieser verschollenen Anna Middeldorf. Und am andern Tag fragte sie schüchtern tastend ihren Mann danach. Er gab nur kurzen Bescheid und tat unwillig, daß sie ihn gerade beim Zeitungslesen störte; aber sie ließ ihm durchaus keine Ruhe.

Die Schultern zuckend, aber innerlich doch ganz bei der Sache, warf er hin:

„Ich hab' mir sagen lassen, sie wär 'n tüchtig Bauernmädchen gewesen. Woher soll ich was anders wissen?“

„Und ist jo früh gestorben, daß der Jakob sie nicht kennt?“ forschte sie.

„Wie der Krieg losging, und sie allein gesessen hat mit dem Kind, da soll sie in die Mosel gegangen sein.“

„Und den Vater kennt gar feiner?“

„Nur, daß es 'n Krieger gewesen wär, sagen sie. Aber was zerbrechen wir uns den Kopf mit so Sachen? Der Jung ist ja nun versorgt, Gott sei Dank. Besser als er's war. Bei dem Obermosler Bizzauer hat er wahrschafst keine guten Tag' gehabt.“

„Dann soll er sie hier um so mehr haben“, sagte Frau Eichholz in wirrer Bedrängnis; denn vor all dem schmerzlichen Erkennen waren ihr Tränen in die Augen gequollen.

Von dem Tage an kam nie wieder ein Sterbenswörtchen von Jakobs Herkunft über ihre Lippen, und bald darauf fand die Magd, die Kathrin, in einem Mannsrößl, der schon eine Ewigkeit auf dem Speicher gehangen hatte, auch das solange verloren gewesene Kriegstagebuch des Eulenmörs wieder. Das erste Blatt jedoch war sorgfältig herausgetrennt, damit es nur ja keinem Menschen jemals wieder vor die Augen käme.

Ob's den Eulenmörs erstaunte, als er's vermisste? Oder ob er sich dachte, er hätte am Ende selbst die verräterischen Zeilen daraus entfernt, damals im Saus und Braus der Hochzeitstage? Wer weiß! . . .

Jakob Middeldorf bekam auch wirklich gute Tage auf dem Eulenmörs. War er die öden Jugendjahre hindurch aus Gnad' und Barnherzigkeit stets wie ein Leibeignier gehalten worden, tagtäglich ausgenutzt, bekargt und bemürt, so fühlte er sich jetzt auf einmal wie ein richtiges Kind vom Hause, das den beiden anderen in nichts nachzustehen hatte. Man gewährte ihm gern seine Ruhe und auch seine Spielzeit, es fehlte ihm nichts an Speise und Trank, und ein freundliches Gesicht galt ihm so gut wie auch den Geischwistern. Vielleicht gar noch mehr; denn für ihn hatte die Mutter Eichholz nie ein tadelndes Wort. Es wäre auch kaum eins nötig gewesen; seine harten Pflegeeltern hatten bei jedem kleinsten Trieb überschüssiger Jugendkraft an ihm stets grausam zur Heckenschere gegriffen, und da war von rechter Jungennatur nur wenig in ihm übrig geblieben.

Eines Abends fragte ihn Adolf Eichholz, ob er nicht beim Mühlspiel mittun wolle. Er gestand, wenig darin geübt zu sein, und der zwölfjährige Realschüler fing nun mit gütig gnönnhaftem Lehrmeistergebaran an, die Kreidestriche auf den Tisch zu ziehen. Auch Eischen fühlte sich dem neuen Hausgenossen ein wenig überlegen, und obwohl sie das Spiel selber nicht kannte, so tat sie doch sehr wichtig damit, zu wissen, daß dazu neun schwarze und ebensoviel weiße Knöpfe aus dem Nähkästchen gehörten.

Mutter Eichholz, die bis dahin draußen in der großen steingepflasterten Küche ihre Arbeit gehabt hatte, trug als abendlichen Labetrunk eben aus dem Fach gekommene brunnenfühlige Buttermilch auf, und während sich das einrächtige Dreigespann daran setzte, unterstützte die Gute den noch zaghaften Anfänger im Spiel so wirksam, daß er seinem Partner sogleich eine gründliche

Niederlage beibrachte. Vor Freude darüber trampelte Eischen so ungestüm mit den Füßen auf dem Boden herum, daß ihr die krauen Haare über die schön gewölbte Stirn fielen. Auch Adolf erduldete gern die Niederlage und lenkte nur mit altklug verhohlener Absicht das Spiel immer so, daß Jakob sogar öfter gewann als verlor. Das ermutigte den Lernenden immer mehr und gab ihm schon für den zweiten Spielabend eine solche sich selbstvertrauende Sicherheit, daß er nun gleich auch einen wirklichen Sieg über Adolf ersuchte.

Fortsetzung folgt.

Stierkampf in Mexiko.

Von Dr. Walter Hagemann.

Die blutigen Arenakämpfe der Antike sind in unserem Zeitalter durch friedlichere Wettkämpfe ersetzt worden und leben nur noch in den Stierkämpfen der spanischen Länder fort. Auch in diesen selbst sind sie in dauerndem Schwinden begriffen, nachdem ein erfolgreicher Feldzug unter der Flagge der Zivilisation und Menschlichkeit gegen sie geführt worden ist. Nur in Mexiko und im Mutterlande Spanien haben sich die alten Stierkampftraditionen noch ziemlich unverfälscht erhalten.

Der allsonntägliche Stierkampf in der Colonia Roma bedeutet für den Mexikaner etwa dasselbe wie ein Fußballmatch in den Großstädten der angelsächsischen Länder. Ein Böllerzug pilgert in die südliche Vorstadt, wo das ungeheure Eisengerüst der Arena in den Himmel ragt. Kartenschwingende Händler überfallen am Eingang den Besucher: „Sonne oder Schatten, mein Herr?“ Schatten kostet das Doppelte. Die Arena ist nämlich ungedeckt und die Glut der Nachmittagssonne brennt auf die eine Arenahälfte. „Schatten.“ Über eiserne Treppenstufen betritt man das Innere. Die Arena stellt ein ungeheures Kreisrund dar, das für mehr als 25 000 Menschen Platz bietet. Die Zuschauer sitzen nicht auf Bänken, sondern wie im antiken Theater auf Steinstufen. Für Verwöhnte werden seidene Kissen feilgeboten. Schnell füllt sich der ungeheure Raum.

3 Uhr 25. Die Nervosität des Publikums erreicht ihren Gipfel. Von lautem Zurufen begrüßt erscheint der Vertreter der Stadtbehörde auf seinem Platz, neben ihm tritt ein Hornist, der seine Befehle durch Hornsignal weitergibt. 3 Uhr 30. Die Tore der Arena springen auf und unter den Klängen des Stierkampfmotivs aus „Carmen“ zieht die Quadrilla ein. Ein Reiter in altpansischer Grandentracht sprengt voran, ihm folgen die Matadores und Bandilleros, die Pferde in ihrer Mitte, endlich das dreiköpfige Maultiergepann, welches das Amt der Totengräber zu verleihen hat. Die Gewänder der Toreros sind von großer Kostbarkeit, ein einzelnes soll mehr als 5000 Mark kosten; sie sind andalusischen Ursprungs, reich mit Spiken und Arabesken verziert. Über die Schultern fällt ein kostbarer Seidenmantel. Vor der Luge des Kampfrichters angekommen, löst sich die Quadrilla auf, die Picadores nehmen Stellung an den hölzernen Schranken, die Caneadores halten ihre Mäntel bereit. Ein Hornsignal ertönt. Die Tore des Zwingers öffnen sich, und ein riesenhafter Stier sprints in den Ring. Eine Sekunde steht er vor der viertausendköpfigen Menge, dann schüttelt er heftig das Haupt und legt in großen Sprüngen durch die Arena. Einer der Caneadores öffnet den rotscheidenen Mantel. Mit dumpfem Brüllen stürzt der Stier darauf zu. Geschickt weicht der Caneador zur Seite, ein anderer öffnet seinen Mantel. Der Stier sprintet ihn an, und wieder verfehlt er ihn. Wild gemacht durch dieses nutzlose Spiel, stürzt er auf den nächsten Reiter, den einzigen, der ihm standhält. Die Lanze des Reiters bohrt sich tief in den Naden des Riesen, im gleichen Augenblick wird das Pferd von den Hörnern des Stiers emporge schleudert und Ross und Reiter wälzen sich im Sand. Schnell, ehe der Stier zum Stoße ausholt, lenkt ein Caneador ihn mit seinem Mantel ab und rettet den Gefürzten. Der Reiter lebt, dem Pferde sind die Hörner tief in die Weichen gedrungen und die Eingeweide hängen weit heraus. Schnell wird das zusammenbrechende Tier von den Maultieren aus der Arena geschleppt, während der Reiter ein neues Tier besteigt. In alter Zeit hatte der Reiter die Aufgabe, mit seinem Speer den Stier von seinem Pferde fernzuhalten; dazu gehört ein starker Arm und ein Ross von bestem andalusischem Blut; heute sind es meist alte Schindmäbren, billig erworben, die die schnellsten Weg zum Schindanger gehen. Der Stier ersledigt das zweite, das dritte Tier; sie werden gräßlich außer Atem aus der Arena geführt; aber auch in dem Norden Mexikos klaffen jetzt drei Lanzenstiche.

Der zweite, weniger grausige Alt des Kampfspiels be-

ginnit. Ein Bandillero tritt in die Mitte der Arena, einen kurzen Holzstab in jeder Hand. Diese Stäbe sind mit Papierfächern verziert und haben vorn zwei mit Widderhaken versehene Eisenpitzen. Der Bulle nähert ihn an, und in diesem Augenblick stößt er, geschickt ausweichend, das Vietpaar in den Naden des Tieres. Beide Viele müssen an der gleichen Stelle dicht zwischen den Schulterblättern stehen, und in der gleichen Sekunde hat der Bandillero vor den Hörnern des wütenden Stieres auszuweichen, eine Geschicklichkeitssprobe, die in der Welt ihresgleichen sucht. Der Bulle töbt weiter, wilder gemacht durch den neuen Angriff, und sucht durch Schütteln die Viele aus seinem Naden zu stoßen, die er dadurch nur noch tiefer treibt. Der zweite Bandillero tritt in den Ring; ehe man denken kann, stecken vier Viele in der Schulter des Ossers. Ein dritter und vierter tritt an, und der Rücken des Stieres ist jetzt übersät mit blutgestränkten Vieilen.

Nun treiben die Caveadores ihr Spiel mit dem durch Blutverlust schon geschwächten Tier. Es gibt nichts Gräßeres als diese schlanken Tänzergestalten, die mit ihren roten Seidenmänteln das mächtige Tier umspielen und oft haarscharf an seinem Hörnerende vorbeilassen. Jetzt stehen sie wie Bildsäulen eine Handbreit vor dem schnaubenden Tier, das sich zum Sprunge anschlägt, jetzt springen sie elastisch wie Weidengerten zur Seite und beginnen ihr Spiel aufs neue. Das Geheimnis ihrer Kunst ist, daß der Stier nur das rote Tuch, nicht den Menschen angreift. Hält der Caveador den Mantel seitwärts, so verpufft der Stoß in der Luft, schlägt er ihn zusammen, so befähigt sich der Stier. Ein besonders Geschickter spielt minutenlang mit dem Tier wie mit einem zahmen Hund, während das Publikum in donnernden Beifall ausbricht; bis dann plötzlich der Stier doch seinen Feind angreift und ihn so schwer verwundet, daß ihn die Diener wie leblos aus der Arena tragen.

Ein neuer Hornstoß! Der letzte Akt hebt an. Der Matador tritt in den Ring. Er trägt ein prächtiges Seidenwand und in der Hand einen Degen und eine kleine rote Flagge. Geschickt wie eine Katze umspielt er das mächtige, noch immer gefährliche Tier, während er in immer neuen Wendungen das rote Tuch vor den Augen des Stiers schwingt. Der Stier hält ermattet eine Sekunde in seinem Angriff still. Diesem Augenblick ergräbt der Matador und stößt ihm das Schwert bis an das Heft in die Schulter. Aber der Degen scheint weder Herz noch Lunge getroffen zu haben, denn in verdoppeltem Wut erhebt sich der Stier und stürzt sich aufbrüllend auf seinen Feind. Die Caveadores retten durch schnelles Ausbreiten ihrer Mäntel den Matador vor dem Todesschoß. Diesem wird ein neuer Degen gereicht. Schon pfeift der Pöbel, denn es ist nicht Brauch zugestanden, wenn noch der erste Degen in der Schulter steht. Der Matador reicht einen Peil aus der blutigen Schulter und zieht mit diesem den Degen heraus, der blutrot zur Erde fällt. Unter dem Peilen der Menge holt der Matador zum zweiten Stoß aus. In diesem Augenblick beginnen die Knie des gewaltigen Tieres zu schwanken, sein Kopf sinkt vornüber, und mit einem dumfen Laut bricht es zu Boden.

Das Publikum braust in frenetischem Jubel. Ein Aufatmen geht durch die Menge, nach zwanzig Minuten der Spannung hört man wieder das Ausrufen der Eisverkäufer und das Klingeln der Straßenbahnen draußen. „Wie schauerlich“, sagt mein Nachbar, und schüttelt sich. Die Mexikanerin an meiner Seite hat die ganze Zeit wie ein Marmorbild gesessen, nun wendet sie sich mit glänzenden Augen zur Seite und ruft: „Ganz herrlich, nicht wahr?“

Inzwischen haben sich die Tore der Arena geöffnet, die Maultiere schleppen den toten Stier hinaus, und die Arenawärter mit Harken und Sandläden gehen daran, den Kampfplatz für das nächste Treffen instand zu setzen.

Diese sechs Bullen, die nacheinander zur Strecke gebracht werden, stellen es ist wahr, große Anforderungen an die Nerven der Zuschauer. Aber sie enthalten auch menschlichen Bagatell und menschliche Todesverachtung in so grandioser Weise, daß man sich mit der Grausamkeit des Schauspiels teilweise aussöhnt. Unzählige Male geht in zwei Stunden der Tod an dem Leben eines jungen Menschen vorbei, nur Geistesgegenwart und Zusammenispiel aller retten ihn. Im Vergleich damit ist ein Fußballspiel nur eine Burleskdarstellung von Kraft und Schnelligkeit, die durchaus im Rahmen des Alltäglichen bleibt.

Nach dem Drama darf auch das Satyrspiel nicht fehlen. Während sich die ungeheuren Räume des Theaters langsam zu leeren beginnen, machen sich die Straßenjungen daran, in der noch blutigen Arena „Stierkampf“ zu spielen. Da gibt es viel Gesichter; wenn einer die Wade wie eine Cava vor sich hält und der anstürmende Gegner, sie verfehlend, sich im Sande wälzt. Mit einem Holzlöschen wird dem Opfer der Todesstoß gegeben, und drei Buben schleppen es an den

Beinen wie einen toten Stier aus der Arena. Das ist der Nachwuchs für künftige Stierkämpfer, die im Lande großen Ruhm geniegen und deren Kampfgeheimnisse sich durch Generationen vererben.

Bevor der Wächter die eisernen Tore verschließt, ist es noch Zeit, einen Blick in die Landschaft zu werfen, die zu Füßen des Zuschauers liegt. Amphiitheatralisch bauen sich die Terrassen der Stadt, die waldigen Höhen und die kahlen Bergwände hintereinander auf, um ihren Abschluß in fernen Schneebergen zu finden. So blieb der Römer vom Tertius Maximus über die ewige Stadt und genoss die weichen Linien der Alpenberge, nachdem er sich an dem blutigen Schauspiel der Gladiatoren geweidet hatte.

Hygiene und Heilkunde

Wie man die Kinder vor Scharlach behütet. Über die Bedeutung der Kinder vor Scharlach hat Professor Dr. Friedemann vom Institut für Infektionskrankheiten mit seinem Assistenten Dr. Deicher neue Feststellungen gemacht, die für die Volksgesundheit von allergrößter Bedeutung sind. Die Ansteckungsgefahr bei Scharlach war darum so groß, weil bisher die Frage, wie sich Scharlach verbreitet, noch ziemlich ungeklärt war. Nun haben vor ungefähr Jahresfrist die amerikanischen Forscher Dr. Dohy und das Ehepaar Dr. Gladis und Dr. George Dick in Chicago nicht nur den Scharlacherreger gefunden, sondern auch ein wirksames Serum dagegen geschaffen. Es hat sich gezeigt, daß der Scharlacherreger eine besondere Art von Streptokokken ist, mit dem man auch auf künstliche Art Scharlach hervorrufen kann. Schon Dr. George Dick hat den Beweis erbracht, daß tatsächlich die Scharlach-Streptokokken, die von ihm gefunden worden sind, die Erreger der Krankheit sind. Sowie der Erreger entdeckt war bestand die Möglichkeit nunmehr die Verbreitung der Krankheit durch den Erreger zu studieren, indem festgestellt wurde, wo die Streptokokken aus dem Körper ausgeschieden werden und wo sie sich überall festsetzen, um Ansteckungen hervorzurufen zu können. Durch Untersuchungen von Professor Dr. Friedemann zeigte es sich, daß sich in den Krankenzimmern die Streptokokken überall in ungeheurer Anzahl vorfinden, und zwar nicht nur an den Gegenständen, sondern auch in der Luft. Noch bedeutsamer als diese Feststellung ist aber die Tatsache, daß geheilte Kräfte auf ihren Rachenmandeln noch viele Wochen nach der Heilung Krankheitserreger hatten, die den Geheilten selbst nicht mehr gefährdeten, aber für die Umgebung noch ansteckend wirkten. Es ergibt sich also aus diesen Feststellungen die Vorschrift, nicht nur die Krankenzimmer nach Beendigung der Krankheit zu desinfizieren, sondern auch die geheilten Kräfte so lange vor Berührung mit Gesunden zu bewahren, wie bei ihnen Krankheitserreger auf den Rachenmandeln festgestellt werden. Früher glaubte man im allgemeinen, daß mit der vollendeten Heilung auch die Ansteckungsgefahr vorüber sei und war erstaunt, wenn plötzlich Scharlachkrankungen aufs neue auftreten. Die experimentellen Nachforschungen Dr. Friedemanns haben über dieses bedeutende und schwierige Kapitel nun mehr Klarheit gebracht. Im Anschluß daran sei erwähnt, daß infolge der Erfindung des Serums die Gefahr des Scharlachs nicht mehr so groß ist wie bisher, denn durch das Scharlach-Serum kann nach den Feststellungen Friedemanns nicht nur der Kranke geheilt werden, sondern empfängliche Personen können auch dagegen geschützt werden. Man kann die Scharlach-Empfänglichen sehr leicht durch die sogenannte Dick-Reaktion feststellen, indem man nämlich den 1000. Teil eines Kubzentimeters von Streptolonginf in die Haut einspritzt. Ist die Person unempfänglich, dann ist diese Einwirkung ergebnislos; ist die Person dagegen für Scharlach empfänglich, dann entsteht an der Einspritzstelle eine kleine örtliche Rötung.

Radio und Rundfunk

Internationale Funkausstellung in Basel. Die Stadt Basel, an der Grenze dreier Länder, veranstaltet vom 27. November bis 5. Dezember d. J. eine internationale Funkausstellung (IRN), auf der nach den Mitteilungen der schweizerischen Fachpresse gezeigt werden soll, was in den verschiedenen Ländern an Funkgerät und Einzelteilen hergestellt und in den Handel gebracht wird. Es sollen bereits zahlreiche Anmeldungen vorliegen. In einer besonderen Gruppe werden auch Bastlergeräte ausgestellt sein, für die ein Wettbewerb ausgeschrieben ist. Die Ausstellung findet im städtischen Mustermessegebäude statt, wo hinein auch der Besprechungsraum des Basler Rundfunklenders während der Ausstellungswoche verlegt wird.

Spiele und Rätsel

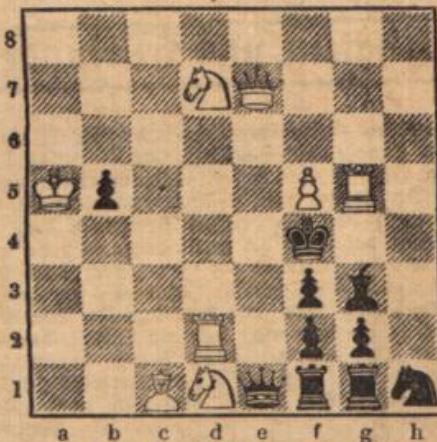


Schach



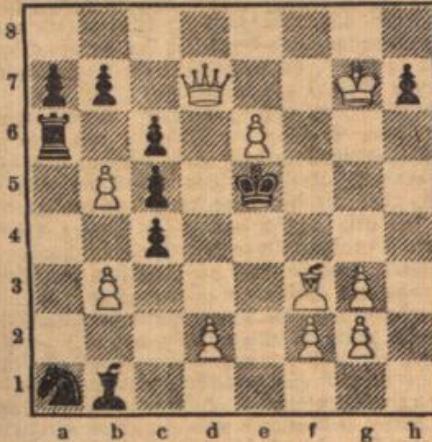
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 17. Zweizüger von H. Vetter.



Weiß: K_a5, D_e7, T_d2, g₅, L_e1, S_d1, d₇, B_f15;
Schwarz: K_k4, D_e1, T_f1, g₁, L_g3, S_h1, B_b5, f₂, g₂.

Nr. 18. Dreizüger von Dr. E. Palkoska.



Weiß: K_g7, D_d7, L_f3, B_b3, b₅, d₂, e₆, f₃, g₂, g₃;
Schwarz: K_e5, T_a6, L_b1, S_a1, B_a7, b₇, c₄, 5, h₇.

Zwei hübsche Exzentrizitäten.

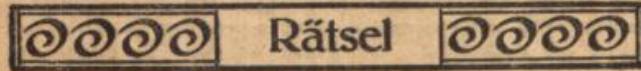
A. Weiß: K_c7, T_b7, d₅, B_b6; Schwarz: K_a8, B_d4.
Matt in sechs Zügen mit dem Bauern b6, ohne den König zu ziehen. Nach der alten Regel darf der schwarze Bauer nur in eine Dame verwandelt werden.

B. Weiß: K_g1, L_a1, S_f6, B_h6; Schwarz: K_h8, L_b7, B_g8.
Weiß kündet matt in 4 Zügen durch L_a1—b₂—a₃—f₈—g₇# an, Schwarz behauptet dies sei unmöglich.

Der Zweikampf Nimzowitsch-Wagner, welcher soeben in Hamburg mit der gleichen Anzahl von Gewinnpunkten zu Ende ging, lenkt aufs Neue die Aufmerksamkeit auf Heinrich Wagner aus Hamburg. Bei seinem ersten Auftreten in der größeren Öffentlichkeit teilte er mit dem Großmeister Rubinstein den dritten und vierten Preis im internationalen Turnier des letzten Jahres in Breslau. Diese glänzenden Ergebnisse des Hamburger Amateurs zeigen, daß Deutschland auch jüngere Spieler besitzt, die mit gutem Erfolg an internationalen Turnieren teil nehmen können. Die vielfach geäußerte Befürchtung, daß mit Ausnahme von Sämisch Deutschland bald keine bedeutende Schachtalente mehr aufzuweisen habe, sobald Dr. Lasker und Dr. Tarrach von der Bühne abgetreten seien, zeigt sich glücklicherweise als irrig. Es ist begreiflich, daß die jüngere Generation sich aus wirtschaftlichen Gründen während der

Kriegs- und Nachkriegszeit nicht entwickeln konnte. Ihr fehlte die Gelegenheit sich mit den internationalen Größen zu messen, um ihre Kräfte zu erproben. Ein gelegentliches Spiel mit einem Großmeister läßt die Fähigkeiten eines weniger erfahrenen Spielers nur von ungefähr einschätzen. Um so erfreulicher ist es, daß der Amateur Wagner sich urplötzlich als Preisträger unter den Großmeistern befindet, einen Réti und Grünfeld hinter sich lässt. Von großem Nutzen für das deutsche Schach wäre es, wenn den jüngeren Kräften öfters Gelegenheit geboten würde mit den erfahrenen Meistern in Wettkämpfen zusammen zu kommen. Es würde dann Deutschland leichter werden, Schachspieler größerer Formats hervorzubringen, wie in den Zeiten als ein Anderssen, ein Steinitz, ein Paulsen und andere Schachhelden auf den Turnieren das deutsche Banner zum Sieg trugen. Das wäre ein Ziel von hoher nationaler Bedeutung. Da das Schach ein internationales Spiel ist, das keinen Partikularismus kennt, so wäre es höchst bedauerlich, wenn ein so bedeutendes und hochstehendes Volk, wie das Deutsche, im Kreise der Schachgrößen fehlen würde, um so mehr als das Schachspiel sich jeder nationalen Charaktereigenschaft anpaßt; es eignet sich für den grübelnden Deutschen, für den phantasie reichen Russen, für den scharfsinnigen Amerikaner. Es bedarf aber einer sorgfältigen Pflege aller Schachtalente, um sich auch bei uns auf dem ihm gebührenden Platz behaupten zu können.

Lösungen: Nr. 7. 1. b7—Tb5, 2. Td8—Lg2, 3. b8 D—T×b8, 4. c7—Tb2+, 5. Ke1—Tb6, 6. Tg8+—Kf7, 7. T×g2—Tc6+, Te2 und gewinnt. Nr. 8. 1. c7—Te4+, 2. Kd2!—T×d4, 3. Ke3—Lg4, 4. h×g4—Td7!, 5. Sd6! (5. c8 D?—Tc7+, 6. D×c7 patt) T×c7+, 6. Kb4 und gewinnt. — A. 1. Td5—d3; 2. Td4—d2; 3. Td3—d1 D; 4. Ta3+—Da4; 5. Ta7+—D×a7; 6. b7#. — B. 1. Lb2—Lh1; 2. La3—g2, Lf8, Schwarz ist Patt!



Rätsel

Bilderrätsel.



Rätsel.

Die Wörter Raphael, Wasgenwald, Bierkette, Baden, Banner, Spinne, Reis, Felsen, Kassette, Weltmeer, Antenne sind so untereinander zu stellen, daß zwei benachbarte senkrechte Buchstabenreihen je eine Filmdiva namhaft machen.

Logograph.

Mit u im Wald ein wildes Tier,
Mit a ein Fisch — der mundet Dir.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterkühlungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 254.

Bilderrätsel: Willst du das Große, fang mit dem Kleinen an. — **Verwandlungsaufgabe:** Michel, Acker, Xanten, Laube, Iris, Esche, Bauer, Elias, Regel, Most, Asche, Nummer, Nichte, Max Liebermann. — **Scherzsilbenrätsel:** Jurist.

Richtige Lösungen sandten ein: Hannelore Boebike, Sigrid Chassawsky, Emanuel Cukmin, Hilde Dreher, L. u. J. Enk, E. u. Wm. Fuchs, Margot Hugo, Heinrich Kämpfer, Edith Scheidel, Hermann Sipper, sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler aus Sonnenberg; Alis Oeche aus Erbenheim; Liesel Erhardt aus Mainz.